hatte ihr Stolz erhalten, ehe sie besiegt war und ihre eigene Niederlage eingestand!

Die ganze Geschichte ihrer Verlobung durchlebte sie von neuem; sie war gut und willig und unterwürfig gewesen, weil eine neue Laune es ihr eingab, aber sie hatte nichts gethan, um sich selbst zu besiegen, als ihre Neigungen sich seinem Willen widersetzten; im Gegenteil, sie hatte ihrer bösen Natur nachgegeben und ihn mißhandelt, ihn, den sie lieb hatte wie das Licht ihrer Augen.

Um ihrer selbst willen allein hatte sie ihn geliebt, nicht um seinetwillen, ebenso wenig wie sie ihrem Vater, der sie vergötterte, je ein Vergnügen bereitet hätte, das sie eine Ueberwindung kostete. Ihr einziges Gesetz war bisher ihre eigene Befriedigung gewesen, in diesem Lichte erschienen ihr all ihre Thaten, so gering im Werte, so nichtig in ihren Ursachen, so schrecklich in ihren Folgen.

Was hatte sie getrieben, den kleinen Guillaume zu retten, als ihr natürlicher Mut und vielleicht auch die Sucht, in den Augen des Grafen als Heldin zu erscheinen, und wie oft hatte sie jene That, die ihr so teuer zu stehen kam, im tiefsten Innern bedauert!

Sie sah jetzt ein, daß die Thaten, die öffentlich geschehen und hoch gerühmt werden, nicht die schwersten sind, sondern, daß es weit schwerer ist, im täglichen, stillen Kampfe sich selbst zu besiegen, jeden Augenblick von neuem die schwierige Aufgabe anzutreten, nicht sein eigenes Ich zu suchen, sondern nur das, was in Wahrheit gut und edel ist.

So lernte Corona die Lehren des Unglücks verstehen; ihre Augen öffneten sich, so daß sie auch die letzte Handlung der Selbstsucht bereute, welche sie begangen hatte, indem sie Hermelin ihrem Gatten und ihrem Hause entführte und sie zwang, mit ihrem Kinde eine so lange und lästige Reise anzutreten, um ihretwillen.

Sie bewunderte und achtete Hermelin, die in ihrer Gegenwart immer munter und freundlich blieb, die alles so leicht nahm, von keiner Erkenntlichkeit wissen wollte und nie durchblicken ließ, wie schwer das Opfer war, das sie ihrer Schwägerin, der sie so viel vorzuwerfen hatte, täglich brachte.

„Liebe Hermelin, Du mußt sofort zurückkehren, wenn wir in Europa sind," sagte Corona wiederholt, „ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Konrad Dich täglich entbehrt und mir vorwirft, daß ich ihm Frau und Kind vorenthalte."

„Nein, beste Corona!" erwiderte Hermelin, „ich thue nichts halb. Ich muß erst wissen, daß Du gesund und bei guten Leuten untergebracht bist, dann gehe ich erst heim."

„Verlangst Du sehr danach?"

„Natürlich, aber das macht jetzt nichts aus! Ueberall wo wir anlangen, finde ich ein Telegramm von Konrad, und das ist mir ein großer Trost; er wird unsere Leni sehr verändert finden, meinst Du nicht? Sie blüht wie ein Röschen, Ob sie ihn wohl erkennen wird?"

Und sie waren erst drei Wochen unterwegs!

„Wie es dem armen Schelm zu Herzen ging, als wir abreisten," fuhr Corona gedankenvoll fort, „ich hätte nie gedacht, daß in einem der Gerans so viel Gefühl steckt. Ich muß doch sehr krank gewesen sein, daß ich es mit ansehen konnte, wie zwei durch mich getrennt wurden, die stets vereint sein sollten. Ich glaube, daß es sehr schlecht war, wie alles andere, was ich in meinem Leben gethan habe."

„Es war nicht Deine Schuld, Corona — Konrad hat es ja auch eingesehen. Es war gewiß ein schwerer Abschied, aber das Wiedersehen wird um so schöner sein."

„Und mich wünscht niemand in der weiten, weiten Welt wieder zu sehen. Ich werde dann unter Fremden sein und dann . . . und dann . . ."

„Wir wollen das Beste hoffen, Corona!"

„Ich habe das Hoffen aufgegeben, Hermelin — ich kann weiter nichts thun, als mein schweres Los geduldig ertragen und hoffen, daß Gott mir meine selbstsüchtige Existenz verzeihen wird, weil ich die Strafe, die Er mir auferlegt, ohne Murren auf mich nehme."

„Wie düster Du ins Leben schaust!"

„Ich kann nicht anders — sage selbst, ist es nicht das einzige, was mir übrig bleibt?"

„Vorläufig!"

„Du meinst, bis ich wieder stehen und gehen kann . . . ich zweifle daran, ob es je der Fall sein wird — ich fühle gar keine Kraft mehr in meinen Gliedern. Ich weiß nicht, ob ich jemals besser werde, aber, daß mein Geist wieder klar wird, daß ich meinen Willen wieder beherrschen kann, dafür bin ich Gott von Herzen dankbar. Du wirst sehen, daß ich in der Zukunft davon den besten Gebrauch machen werde. Durch Leiden geläutert zu werden, das hatte unsere arme Dolly schon gelernt, und ich fange jetzt erst an, es einzusehen."

Sie ließ sich ernste Bücher vorlesen, sie wollte ihren Geist stählen, ihr Herz erheben, und es war erbaulich, zu sehen, wie ihre gute Natur endlich den Sieg davontrug und gleich dem edlen Metall, von Staub und Rost befreit, in vollem Glanz zu leuchten begann.

„Hermelin," sagte sie eines Tages fast schüchtern, „magst Du mich wohl leiden?"

„Aber, Corona, welch eine Frage!"

„Habe ich keinen Grund, sie zu stellen? Ich weiß, daß Du mich verachtet und abgewiesen hast, als ich in meinem vollen Glück und meiner vollen Kraft war . . ."

„Nach jener Zeit ist so vieles vorgefallen!"

„Nichts, was mich liebenswürdiger in Deinen Augen machen konnte — und doch, Hermelin, wie hast Du Dich gerächt!"

„Weshalb sollte ich mich rächen? Ich habe einfach so an Dir gehandelt, wie mein Herz es mir eingab — da ist nichts Verdienstliches dabei."

„Du bleibst mir die Antwort schuldig, Hermelin. Ich weiß es, ich verdiene Deine Liebe noch nicht, ich hoffe aber, daß Du sie mir einst schenken wirst."

„Werde keine Selbstquälerin, Corona, Du hast schon des Leidens genug," sagte Hermelin, sie auf die Stirn küssend, „ich habe mich immer zu Dir hingezogen gefühlt, selbst zu der Zeit, als ich Dir grollen mußte, aber das ist alles vorbei, jetzt herrscht Frieden zwischen uns."

„Und es wird auch Frieden in meinem Herzen sein, wenn — wenn ich nur wüßte, daß Du wieder ruhig bei Konrad wärst und daß — er mir verziehen hat."

„Wer? Konrad doch nicht?"

„Nein, er! Hermelin, wer weiß, in welchem Teile der Welt er jetzt umherschweift mit seinem Haß, seinem Groll gegen mich? Nie, nie und nimmer wird er mir verzeihen. Ich kenne ihn zu gut!"

„Wenn er Dich jetzt sähe?"

„Dann würde er mich bedauern! O, ich würde ihm danken für jedes gute Wort, ich würde meine Krankheit, meine Einsamkeit, mein Leid geduldig tragen mein Leben lang, wenn er darin einen Grund fände, um Mitleid mit mir zu haben."

Die Aermste begann zu schluchzen.

Hermelin sah sie teilnehmend an, jetzt erst wußte sie, daß Coronas Stolz gebrochen war.

„Wer weiß," sagte sie, „ob Du ihm nicht einmal begegnen wirst, ob dann keine Versöhnung möglich ist, ob ihr nicht noch zusammen glücklich werdet."

„Du glaubst selbst nicht an Deine Trostgründe," entgegnete Corona wehmütig, „selbst wenn ich ganz wieder hergestellt wäre, könnte von einer Wiedervereinigung keine Rede sein; vielleicht hat er andere Bande angeknüpft, wenn er an mich denkt, ist es nur, um meinem Andenken zu fluchen. Es ist mir oft, als wenn der Merawu, dem ich die Kette in den Rachen warf, nur an mir sich rächen wollte — so habe ich auch seine Liebe von mir geworfen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine fromme Sage.

Wir wollen hier einen Vorfall, der sich vor mehr als 100 Jahren in dem Weiler Schwenningen bei Ellwangen zugetragen, ganz in der Weise mitteilen, wie ihn die Einwohner von dort erzählen.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts starb in dem zur Pfarrei Röhlingen gehörigen Weiler Elberschwenden ein Bauer Namens Eberhardt, welcher während seines Lebens einmal eine hl. Messe nach Schwenningen zum hl. Blut versprochen und dieselbe nachher vernachlässigt haben soll.

Eine arme Frau, welche, so oft sie am Abend nach Elberschwenden kam, in dem Hause des Eberhardt ihre Nachtherberge

nahm, mußte sich jedesmal in den Schafstall legen. Hier bemerkte sie einmal, daß die Gestalt eines weißen Tuches über ihr herabhange. Dieses schien ihr ganz wunderbar, und sie fürchtete sich; doch faßte sie den Mut, die Gestalt zu berühren, und fühlte dabei, daß sie eiskalt war. Am darauf folgenden Tage erzählte sie die Erscheinung ihren Hauswirten, welche sie baten, bei Gelegenheit ihrem Beichtvater die Sache zu erzählen. Dieses that sie und erhielt von ihm die Weisung, wenn sie wiederum in dem Hause übernachte, solle sie die Gestalt auffordern zu sagen, was deren Begehren sei. Sobald sie nun wieder in dem Hause übernachtete, vollzog sie den Auftrag ihres Beichtvaters und erhielt die Antwort: „Ich habe während meines Lebens versprochen, in Schwenningen eine hl. Messe lesen zu lassen und zu dieser auf einem Zweigespann hinauszufahren und selbst derselben anzuwohnen. Dieses habe ich aber unterlassen und sehe mich gezwungen, Euch zu bitten, Ihr möget dieses für mich ausführen. Hievon machte sie dann ihren Hauswirten Mitteilung, und alles wurde nun zur Erfüllung jener Bitte besorgt und veranstaltet. An dem Morgen des Tages, an welchem die hl. Messe gelesen werden sollte, fuhren sie nach dem drei Wegstunden entfernten Schwenningen. Die arme Frau sah die Gestalt des Mannes hinten auf dem Wagen sitzen. Bei der Abfahrt hatten die Pferde eine große Mühe, bis der Wagen im Laufe war, und schwitzten, daß das Wasser über sie hinunterlief. Als der Wagen auf der Schrezheimer Markung über einen Samenacker fuhr, stieg die Gestalt ab und ging zu Fuß. Nachdem sie aber wieder auf dem rechten Wege waren, setzte sie sich wieder hinten auf den Wagen, bis Schwenningen erreicht war, wo sie den Augen der Frau entschwand. Sie sah auch die Gestalt nicht mehr bis zu der hl. Wandlung. Während derselben näherte sich diese ihr noch einmal, legte die Hand auf ein Tuch, und man sah dann die Brandmale einer Hand in das Tuch geprägt. Die Frau aber sank in Ohnmacht mit dem Ausruf: „Schaut diesen schönen Engel!“

Ein in der Kapelle zu Schwenningen in einem Rahmen aufgehängtes Tuch zeigt besonders deutlich die Spuren des Daumens, des kleinen und des Zeigefingers. Nach obiger Erzählung wird für jedermann der Sinn der, unterhalb des Tuches befindlichen, Inschrift verständlich sein, welche folgendermaßen lautet:

Ex voto (dem Gelübde gemäß).

Anno 1773, den 10. September, ist die abgeleibte Sel Ignati Eberhardts von Elberschwenden in der alhiesigen Gnaden Kapellen zum heiligen Blut zu Schwenningen unter der heiligen Meß bei Aufwandlung des heiligen Bluts in Gegenwart vielen Volkes aus dem Fegfeuer mit Hinterlassung obigen Brandmals erlößet worden.

Vermischtes.

(Ursprung der Hutfedern.) Die schöne Königin Marie Antoinette von Frankreich trat eines Tages gedankenvoll in ihr Toilettenzimmer. Noch ahnte die junge Fürstin nichts von dem Leid, welches furchtbar wie über wenige Sterbliche über sie hereinbrechen sollte; dennoch drückte sie eine Sorge, ernsthaft genug für eine junge, schöne, prunkliebende Frau; denn es war — eine Toilettensorge. Ein glänzendes Hoffest sollte zu Ehren eines fremden Gastes gefeiert werden, und die Königin beabsichtigte, bei demselben in einer Toilette zu erscheinen, durch welche sie, die Gesetzgeberin der Mode für ganz Europa, sich selbst übertreffen wollte. Bereits waren alle Anordnungen für die mannigfachen, zu einem Galaanzuge gehörigen Toilettengegenstände getroffen, nur wegen des Kopfputzes war die Königin noch unentschieden; das Arrangement desselben sollte etwas Neues, Niegesehenes sein. In diesem Sinnen fiel ihr Blick auf den Toilettentisch und bemerkte unter den dort aufgestellten zierlichen und kostbaren Gegenständen einen neuen. Es war eine kunstvoll aus Elfenbein geschnitzte Vase, welche der König tags zuvor von einem Künstler gekauft und auf den Toilettentisch der Königin zu stellen befohlen hatte. War es die Absicht Ludwigs XVI. gewesen, mit diesem Geschenke seiner Gemahlin eine Freude zu bereiten, so erreichte er dieselbe in hohem Maße; allerdings aber auf andere Weise, als er vermutet. Die Blicke der jungen Königin glitten flüchtig über das Kunstwerk hin und hafteten dann auf den Pfauenfedern, welche zum Schmucke in die Vase gesteckt waren. Sie nahm eine davon und steckte sie in das Haar. Ein zufriedenes Lächeln umspielte ihren Mund, als der Spiegel ihr Bild zurückwarf, und die Königin sah sich ihrer Sorge entledigt. Bei dem am Tage darauf stattfindenden Hoffeste erregte Marie Antoinette die größte Bewunderung des Hofes durch einen Kopfputz, zusammengesetzt aus Pfauenfedern, kleinen Straußfedern, Perlen und künstlichen Blumen. Der König erklärte, noch nie eine kleidsamere Tracht gesehen zu haben, und die Mode verbreitete sich schnell über Frankreich und ganz Europa. Mit wenigen Unterbrechungen hat sie sich erhalten bis auf unsere Zeit; wohl selten aber denkt eine Dame, wenn sie, geschmückt mit Federn, vor den Spiegel tritt, daß das schöne Haupt, welches dieselben zuerst getragen, einem furchtbaren Geschicke erliegend, unter dem Beile des Henkers fiel.

(Wie Scharfrichter bezahlt werden.) Der preußische Schafrichter Reindel, der vor kurzem in den Ruhestand getreten ist, hat sein Amt 25 Jahre hindurch bekleidet und während dieser Zeit 210 Hinrichtungen vollzogen. Da er für den Vollzug jedes Todesurteils 150 M. bekam, so hat er im ganzen 31500 M. für seine Thätigkeit erhalten. Der Pariser Scharfrichter Deibler, der bereits mehr als 500 Hinrichtungen vollzogen hat, ist mit einem Gehalt von 4500 Fr. angestellt und erhält für jede Hinrichtung 200 Fr. nebst etwa 300 Fr. für Auslagen und Gehilfen. In der „guten, alten Zeit“ war die Beschäftigung der Scharfrichter weniger einförmig und gemäß der Verschiedenheit ihrer Funktionen auch die Bezahlung ungleich. Eine besonders interessante Taxe hatten die Scharfrichter zu Darmstadt. Ihren Rechnungsbüchern entnimmt der Berl. Lokalanzeiger folgendes: „Einen Melikanten in Oel zu sieden, thut dessen Lohn 24 fl. Einen Lebendigen zu vierteilen 15 fl. 30 kr. Eine Person mit dem Schwert hinzurichten vom Leben zum Tode 10 fl. Sodann den Körper aufs Rad zu legen 5 fl. Desgleichen den Kopf auf Spitzen zu stecken 5 fl. Einen Menschen oder Delinquent zu henken 10 fl. Einen Menschen zu vier Teilen zu zerreißen 18 fl. Den Körper zu vergraben 1 fl. Einen Menschen lebendig zu spießen 12 fl. Eine Hexe lebendig zu verbrennen 14 fl. Einem den spanischen Stiefel anlegen 2 fl. 30 Hlr. Einen Delinquenten, so in der Folter gezogen wird, 5 fl. Eine Person ins Halseisen zu stellen 1 fl. 30 Hlr. Einen mit Ruten ausstreichen 3 fl. 30 Hlr. Den Galgen auf den Rücken zu brennen oder auf die Stirn und Backen 5 fl. Einer Person Nase und Ohren abzuschneiden 5 fl. Einer Person Land und Ort zu verweisen 1 fl. 30 kr.“ — Dabei ist zu bemerken, daß bei jeder zu vollziehenden Exekution der Scharfrichter Kost und Verpflegung frei hatte.

(Schlaf hervorrufende Gräser.) Auf unseren Wiesen wächst häufig eine Grasart, die ihrer hübschen, seidenweichen Quästchen wegen viel zu trockenen Sträußen verwendet wird und die dem Botaniker unter dem Namen Stipa wohl bekannt ist. Der Volksmund hat ihr den sinnigen Namen „Mariä Bettstroh“ gegeben. Eine Grasart derselben Gattung bedeckt in den russischen und amerikanischen Steppen weite Strecken. An dieser Pflanze ist eine merkwürdige Eigenschaft beobachtet worden. Wenn Hirten ihre Herden durch solche Wiesen treiben, so kommt es oft vor, daß ihre Tiere von einer plötzlichen Schwäche und Schlafsucht befallen werden. Mit hängenden Köpfen, schweißtriefend und zitternd an allen Gliedern, schleppen sich Pferde und Kühe mühsam fort, und die Hirten haben Not, sie bis zu ihrer Farm zu bringen. Die Tiere haben von jener Grasart gefressen und die schädlichen Wirkungen derselben, die sich in Herzklopfen, Atemnot und Schlafsucht äußern, dauern zwei bis drei Tage. Merkwürdigerweise sind Schafe diesen Wirkungen nicht unterworfen. Herr Gillepsie aus Endinburg hat den Saft des Grases Fröschen und Kaninchen eingeimpft. Die Tiere waren danach wie narkotisiert. Sie hatten offenbar Hallucinationen und Angstgefühl. Genauere Untersuchungen führen vielleicht dazu, aus dieser Pflanze ein für die Heilkunde wirksames Mittel zu ziehen.

(Instruktion.) Sergeant: „Warum muß der Kavallerist sein Pferd lieb haben?“ — Rekrut: „Das gefällt dem Gaul und den Staat kostet's nix!“